



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

G., J.: Zug Nummer 374

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

seines Vaterlands andern führenden Geistern zuwandten, lähmte ihn. Nun war er selbst der Ischulkaturin geworden, der Überflüssige, dessen Tagebuch er vor dreißig Jahren geschrieben hatte. Und als schlimmster Feind quälte ihn die Gicht. Sie warf ihn im März 1882 völlig zu Boden, und als sich ein tückischer Knochenfraß und ein Leberleiden dazu gesellten, litt er unter unsagbaren Schmerzen. Seine Sehnsucht flog über Paris hinweg nach Bougival, nach den stillen Wipfeln seines Parks, wo die Rosen blühten und ein frischer Heugeruch von den Wiesen aufstieg. Sobald die Kräfte des Kranken es zuließen, führte man ihn dahin. Und dann kam am 3. September 1883 unentrinnbar, massig, plump und schwarz das entsetzliche Ungetüm Tod herangekrochen, wie es seine angstvolle Phantasie so oft gemalt hatte. Frau Biardot stand mit ihren Kindern am Bett, und der Sterbende gab der Freundin den letzten Zoll der Dankbarkeit. Im letzten lichten Augenblick, der über ihn kam, sagte er: „Das ist die Königin der Königinnen — wie viel Gutes hat sie gethan!“ Ihre Rosen schmückten sein Totenlager.

Als Turgenjews sterbliche Überreste den geliebten Boden Frankreichs verließen, sprach Edmond About den Abschiedsgruß: „Du hast zwanzig Jahre bei uns gelebt, fast den dritten Teil deines Lebens. Unfre Kunst, unfre Litteratur, unfre ästhetischen Genüsse waren dir während deines Aufenthalts in Paris zum Bedürfnis geworden. Du hast Frankreich geliebt, und hast es mit der Ritterlichkeit geliebt, mit der es geliebt sein will. Es hätte dich mit freudigem Stolz als seinen Sohn angenommen, wenn du es gewollt hättest, aber du bist deinem Rußland immer treu geblieben. Und daran hast du gut gethan, denn wer sein Vaterland nicht liebt mit ganzer, blinder, physischer Liebe, ist ewig nur ein halber Mensch. Du würdest nie so populär geworden sein in dem Lande, wo man dich jetzt erwartet, wenn du nicht ein guter Patriot gewesen wärest. In einer Zeitung habe ich gelesen, daß ein Mann aus der Kaste, die überall am zahlreichsten und mächtigsten ist — aus der Kaste der Dummen —, die Äußerung that: Ich kenne diesen Turgenjew nicht; der ist ja ein Europäer, und ich bin ein russischer Kaufmann! — Es war zu engherzig, daß dieser Thor dich auf die Grenzen Europas beschränken wollte, dein Herz gehörte der ganzen weiten Menschheit. Doch Rußland nahm in deiner Liebe den ersten Platz ein; ihm hast du vor allem und mit aller Kraft gedient.“



## Zug Nummer 374



Ich mußte vorige Woche nach Berlin fahren, und wie ich in den Wagen klettere und auf den Gang komme, kommt mir von der andern Seite der Obersteutnant entgegen, der auch gerade eingestiegen war. Auf dem Bahnsteig hatten wir uns nicht bemerkt, und wir freuten uns beide über das zufällige Zusammentreffen, und daß wir uns auf der langweiligen Strecke Gesellschaft leisten konnten. Er fuhr zwar nur bis Wittenberg mit, aber das war doch die Hälfte des Wegs.

Na, Sie sind wohl froh, daß Sie ein Opfer haben? sagte ich, als wir unsre

Handkoffer in die Neze geschoben hatten und uns niedersezten. Es ist ja bekannt, daß es kein größtes Vergnügen ist, harmlosen Mitmenschen die ärgsten Bären aufzubinden, und daß er sich mit teuflischer Bosheit darüber freut, wenn es ihm gelingt, den ganzen Stammtisch in die unbehaglichste Stimmung zu versetzen.

Dpfer, wieso? fragte er. Wenn Sie denken, ich verschwende meine Beredsamkeit an Sie, so irren Sie sich. Sie können getrost die Kosten der Unterhaltung allein tragen. Wenn von einem Dpfer geredet werden kann, so bin ich es. Sehen Sie hier: sechs Mark dreißig kostet mein Retourbillet, und hin und zurück jedesmal habe ich für die Platzkarte eine Mark zu zahlen. Das sind über dreißig Prozent Aufschlag, und das ist doch eine unverschämte Geldschneiderei. Diese verdammten D=Züge!

Das Thema D=Züge führte zu einer lebhaften Unterhaltung, die natürlich auch auf andre Reiseanehmlichkeiten, den sächsisch-preußischen Eisenbahnkrieg, die preußische Knickrigkeit und die sächsische Opulenz überging und eine erfreuliche Übereinstimmung der Meinungen darthat. In Bitterfeld stiegen wir aus dem Wagen, während rangiert wurde, und ließen uns ein Glas Bier geben. Bei dieser Gelegenheit bemerkten wir, daß unser Wagen der letzte des Zuges geworden war, und blieben, als dieser sich in Bewegung setzte, auf dem Gang und sahen zu den hintern Fenstern auf die Strecke hinaus, die wir zurücklegten. Es ist sehr amüßant, auf diese Weise zu beobachten, welche Windungen die Bahn macht. Sitzt man am Coupeefenster, so hat man den Eindruck, man führe fortgesetzt in einer ganz geraden Linie vorwärts. Hier sieht man die Bogen, die die Bahn in der That zu machen hat. Noch hübscher ist es ja, wenn man z. B. auf der Sonthalbahn in eins der Schaffnercoupees hinaufklettern und dann von dort aus die Strecke vor sich beobachten kann, die der Zug durchheilt. Bei unsern Waggons hat man dazu keine Gelegenheit.

Wir standen eine Weile jeder an seinem Fenster und sahen, während wir schweigend unsre Zigarre rauchten, zu, wie es bald eine ganze Weile geradeaus ging, und der Wald rechts und links im Fluge zurückwich und zusammensank, bis er sich in der Ferne fast ganz schloß in dem Punkte, wo sich die Geleise zu vereinigen schienen; und wie wir dann im Bogen herumgeschleudert wurden, freies Feld mit Dörfern vorbeigeflogen kam, und die Ferne sich im Kreise drehte.

Es ist doch heillos, sagte der Oberstleutnant, als wir bei einer starken Kurve den Halt verloren und aneinander geschleudert wurden, mit welcher Gewalt man so dahingerissen wird. Sehen Sie nur, wie man so einen Bogen fegt — es ist ein Wunder, daß die Räder nicht aus den Schienen springen. Haben Sie einmal einen Schnellzug dicht an sich vorbeisaußen sehen? Dann werden Sie bemerkt haben, daß die Maschine nicht ruhig auf den Schienen gleitet, sondern förmlich in Sprüngen vorwärts eilt. Mir sagte auch neulich ein Lokomotivführer, wenn die da hinten wüßten, wie es sich hier vorn ausnimmt, es setzte sich keiner in den Zug . . . Man begreift es nicht, daß nicht hundertmal mehr Unglücksfälle passieren . . . es giebt ja gar kein Halten bei so wahnsinniger Jagd . . . da sitzt man ganz behaglich im Coupee, raucht und plaudert oder schläft und denkt nicht daran, daß jeden Augenblick . . . Haben Sie nur daran gedacht, über wieviel Brücken man zu kommen pflegt? Es braucht nur eine Schraube ausgeleiert, ein Bolzen locker, ein Träger brüchig geworden zu sein, und das ganze Ding bricht bei der plötzlichen Erschütterung und der ungeheuern Last zusammen. Unter jeder Brücke sehe ich den Tod grinsend sitzen und lauern . . . Und die Streckenwärter und die Weichensteller sind doch auch nur Menschen. Ein Augenblick der Unachtsamkeit — es braucht gar keine frevelhafte zu sein, eine Schwäche, ein plötzliches Unwohlbefinden kann dazu führen — ein falscher Griff, und das Verderben ist da.

Ich muß gestehn, daß es mir äußerst unbehaglich bei diesen Betrachtungen des Oberstleutnants wurde; ich lehnte mich unwillkürlich fest an die Coupeewand hinter mir. Der Mensch bringt es doch immer fertig, einen in eine infame Stimmung zu versetzen! dachte ich. Aber laut sagte ich, zu meiner eignen Beruhigung: Du lieber Gott, ja! Aber Droschken werfen auch um, und jeden Tag kann einem

eine Schieferplatte auf den Kopf fliegen. Jeden Tag fahren tausend Züge und kommen reglementsmäßig an ihr Ziel, und die Unglücksfallversicherungen machen glänzende Geschäfte.

Zawohl, sagte er, und jeden Tag giebt es irgendwo ein Unglück, bei der ein Haufen Menschen um die gesunden Glieder und ums Leben kommt. Wir sind ja kaum an Bitterfeld vorbei, in dessen Nähe neulich durch einen Achsenbruch ein so schauderhaftes Unglück zustande gekommen war. Hätten Sie aufgepaßt, hätten Sie die Spuren der Reparaturarbeiten noch bemerken können. Kann uns nicht jeden Augenblick auch so etwas passieren?

Hol dich der Teufel! dachte ich sehr unchristlich. Aber es ist wirklich gemein, einem so auf die Nerven zu rücken, daß man jeden Augenblick schon das Krachen des zertrümmerten Zuges zu hören vermeint.

Er hatte gleichmütig unter den halbgeöffneten Augenlidern hervor in den gelben Abendschein gesehen, der über den sich schon in Dämmerung hüllenden Feldern lag. Plötzlich wandte er sich zu mir und sah mir scharf in die Augen. Sie kennen doch meinen Freund, den Generalmajor Rosenthal? fragte er.

Aha, dachte ich, jetzt kommt die qualifizierte Lüge. Das Opfer ist vorbereitet und in die nötige Stimmung versetzt. Jetzt wird es abgewürgt. — Nein, sagte ich sanft, Sie wissen ja, daß wir nie die Freunde kennen, die das Glück haben, die Träger Ihrer Geschichten zu sein.

Er warf mir einen mißbilligenden Blick zu. Sie kennen ihn natürlich. Sie haben manches liebe mal mit ihm im Wintergarten am Stammtisch gegessen, als er noch Leutnant war.

Du lieber Gott! im Wintergarten! Das war nun mehr als dreißig Jahre her.

Und wenn Sie mir nicht glauben wollen, so werden Sie ihm glauben. Aber wenn Sie nicht wollen . . .

Nein nein, sagte ich ergeben, erzählen Sie nur! Ich will es ja gern zum Heil des Stammtischs über mich allein ergehen lassen.

Er überhörte die Bosheit meiner Bemerkung und fuhr fort:

Es ist ja in der That eine höchst merkwürdige Geschichte, aber Sie werden keinen Zweifel in sie setzen, wenn Sie sie aus so zuverlässigem Munde vernehmen.

Aus Ihrem? fragte ich.

Nein, aus Rosenthals, sagte er etwas scharf. Ich habe nicht die Absicht, Ihnen etwas vorzufohlen; ich erzähle Ihnen die Geschichte, wie er sie mir erzählt hat.

Na ja, sagte ich, ich halte ja still!

Also Rosenthal ist zu unserm gemeinschaftlichen Freunde Anger zur Jagd auf dessen Gut eingeladen und fährt mit dem Bummelzuge — der Schnellzug hält natürlich nicht an der Station — am Nachmittag ab, obgleich er mit dem erst gegen Mitternacht ankommt. Das macht ja aber nichts. Bei Angers kann man ankommen, wann man will, das wissen Sie ja, der Wagen ist immer an der Station und bringt einen zum Frühstück oder zum Mittagessen oder ins Bett, wie es gerade ist. Also Rosenthal sitzt in seinem Coupee, ganz allein und dämmert vor sich hin. Sie kennen ja die Gegend. Felder rechts und Felder links. Manchmal ein einsames Gehöft, manchmal sogar ein Dorf, das vorüberschleicht. Von Zeit zu Zeit hält der Zug vor einem Bahnhofgebäude, von dem man nicht weiß, zu welchem Zweck es in der Gegend steht; warme Würstchen und Arrromatik giebt es nicht, höchstens einmal eine wartende herrschaftliche Equipage, die davon gerollt ist, ehe der Zug sich entschlossen hat, weiter zu fahren, oder einen Landbriefträger oder ein paar Bauernfrauen mit Milchkannen.

Auf einer Station hat sich mein Freund Rosenthal aus dem Waggonfenster gelehnt und zugehört, wie Körbe mit gackernden Hühnern bedächtig in den Packwagen verladen werden. Die Leute stehn noch eine Weile auf dem Perron und unterhalten sich. Die Schaffner haben längst ihr „Fertig“ gerufen — endlich entschließt sich der Notmützige zu kommandieren: Abfahren! und Rosenthal macht sichs

in seiner Ecke bequem, während sich der Zug langsam in Bewegung setzt. Da sieht er sich gegenüber, aber drüben in der entgegengesetzten Ecke einen andern sitzen.

Manu, denkt er, wie bist denn du hier hereingekommen? Einfach über die Schienen weg? Das muß man sagen: Ländlich, schändlich!

Der Fremde sitzt drüben und sieht zum Fenster hinaus, sodaß Rosenthal nur sein Profil sehen kann. Merkwürdig, denkt er, wie ähnlich er Karlchen Bülow sieht. — Sie wissen, Bülow von den Schwedatern, der bei Sedan fiel.

Bülow von den Schwedatern? fragte ich. Bester Herr Oberstleutnant, den habe ich ebensowenig gekannt, wie Rosenthal.

Aber lieber Freund, er stand doch mit Rosenthal bei demselben Regiment. Sie müssen sich doch erinnern — es waren doch unzertrennliche Freunde! Aber, wenn Sie mich immer unterbrechen — — Na also, Rosenthal starrt den Fremden ganz überrascht an. Merkwürdige Ähnlichkeit, denkt er. Genau die Nase und das energische Kinn. Scheint mir aber krank zu sein, der Mann, unheimlich eingefallen und blaß. Aber die Ähnlichkeit ist geradezu wunderbar. Vielleicht ein Verwandter?

Er hat schon Lust, den Fremden darauf hin anzureden, aber dann hält ihn der Gedanke davon ab, daß es wenig höflich gewesen wäre, wie der Fremde eingestiegen sei, ohne Gruß, und ihm wenig kameradschaftlich den Rücken wende. Er wendet sich auch seinerseits seinem Fenster zu und sieht in die Dämmerung hinaus, die allmählich beginnt, die einförmige Landschaft — oder vielmehr Gegend, Landschaft könnte man das kaum nennen — zu umhüllen. Aber auf einmal hat er das merkwürdige Gefühl, daß der Fremde ihn ansähe. Er wendet den Kopf — nein der da drüben starrt nach wie vor zum Fenster hinaus. Also macht er es ebenso. Aber wunderbar, nach einer kleinen Weile hat er wieder dasselbe Gefühl, wendet sich rasch um, aber der Fremde sitzt da wie vorher; Rosenthal sieht nur den kurz geschornen Hinterkopf mit der Reisemütze und das scharfgeschnittne Profil. In der zunehmenden Dämmerung sieht das Gesicht noch leidender und verfallener aus als vorher. Unangenehme Reisegefellschaft, denkt Rosenthal und dreht sich wieder zu seinem Fenster herum. Aber kaum hat er den Kopf gewandt, so hat er wieder dasselbe unbehagliche Gefühl, sodaß er ganz nervös wird; sobald er sich seinem Fenster zuwendet, spürt er, wie der Kopf des andern sich zu ihm dreht, und ein paar dunkle Augen ihn ansehen.

Das ist doch zu dumm, denkt Rosenthal und rafft sich endlich auf, den Fremden anzureden, um das wunderliche Gefühl los zu werden. Da hört er es bremsen, die Fahrt wird langsamer, und nach ein paar Sekunden hält der Zug vor einer Station. Der Schaffner reißt die Thür auf. — Ach so, ruft er, Sie wollen ja nach Wormstädt! Aber er läßt die Thür offen und ist schon weiter, beim nächsten Coupee. In demselben Augenblick steigt jemand ein, ohne Gruß. — Flegel! denkt Rosenthal. — Gleich darauf tönt die Trillerpfeife des Zugführers, die Coupeethür schlägt zu, und der Zug kommt ins Rollen. Auf dem Trittbrett kommt der Schaffner vorbeigeglitten; er sieht einen Augenblick herein. — Niemand eingestiegen? sagt er geschäftsmäßig und ist gleich darauf vorbei. — Doch! ruft Rosenthal und biegt sich zum Fenster hinaus, aber der Schaffner rutscht schon ein ganzes Stück weiter auf dem Trittbrett hin und macht eine Coupeethür auf, in die er verschwindet.

Rosenthal sieht sich nach dem Eingestiegenen um, er hat sich neben den andern gesetzt und sitzt etwas vorgebeugt gleichgiltig da. — Na, mir kanns ja einerlei sein, denkt Rosenthal und setzt sich in seiner Ecke zurecht. Dann faßt er den Neuingestiegenen schärfer ins Auge. Ein ganz wunderliches Gefühl kommt über ihn. Hol mich der Teufel, denkt er, wenn ich nicht bei helllichem Tage — na, sehen kann man doch noch — hier säße, so könnte ich mir einbilden, das wäre Egon Walden. Mein diese Ähnlichkeit! Das ist doch ganz sein dünnes semmelblondes Schnurrbärtchen . . . und wie er sich die Haare hinter den Ohren vorstrich, und die kindliche weiche Nase, echtes Berlinertum, und . . . so was merkwürdiges . . .

wie einem nur so etwas passieren kann . . . als säßen sie da vor mir wie in den alten Tagen! . . . Die beiden armen Jungen! Wie lange habe ich nicht an sie gedacht. Du lieber Gott, wie glücklich und fröhlich waren wir zusammen — mit welchen Hoffnungen ging es hinaus ins Feld. Und dann waren sie beide an einem Tage tot — gefallen, fast nebeneinander, und alles war aus . . .

Es ist doch merkwürdig, denkt Rosenthal, während er zu den beiden schweigenden Reisegenossen hinüberfieht, es ist doch merkwürdig, wie sich gewisse Typen wiederholen. Man kann ja reisen, wohin man will, plötzlich begegnet man denselben Gesichtern, bei ganz verschiedenen Erdenbürgern, es sind ganz andre Leute, vielleicht ist es sogar ein ganz anderer Volkschlag, aber trotzdem treten einem dieselben Individuen entgegen — der Typus Schneider und der Typus Schuster und der Typus Müller, die man so genau kennt . . . ein wenig anders im Format, aber es ist doch derselbe Kerl . . . Aber kuriose Gesellschaft ist das doch hier. Da sitzen die beiden nebeneinander, keiner sieht den andern an, keiner sagt ein Wort, einer sieht zum Fenster hinaus, als ginge es durch eine Gegend, von der man den Blick nicht losreißen könnte, und der andre sucht auf dem Boden, als hätte er was verloren. Ungemütlicher Menschenschlag!

Rosenthal wendet sich zu seinem Fenster, setzt sich so, daß er den beiden den Rücken zukehrt, und ärgert sich etwas über die hochnäsige Stummheit seiner Reisegenossen. Er sieht über die grauer und grauer werdenden Felder — der ferne Wald dreht sich stumm und düster um sich selbst. — — So, könnt ihr wirklich reden? denkt er plötzlich und wendet sich zu den Reisegenossen um. Er meint, leises Gespräch hinter sich vernommen zu haben, aber es war nur Täuschung gewesen. Eintönig rasselt der Zug. Der eine der Herren sieht zum Fenster hinaus, der andre vor sich hin — sie kümmern sich offenbar nicht umeinander. Rosenthal sieht wieder zu seinem Fenster hinaus in die Dämmerung. Stumm gleiten die Flächen draußen an ihm vorbei. Eine ferne Anhöhe in dem unsichern Licht — — es ist gerade so wie damals bei Blacourt, denkt er. Er ist wieder ganz in der Situation: wie sie durch das dämmernde Gelände reiten; Kiefernwald rechts und Kiefernwald links. Er schließt sich zusammen, und sie rücken im Dunkel vorwärts, gespannt, bei jedem Laute zusammenschreckend, den der Huf des Pferdes auf einem knickenden Reis hervorruft, jeden Augenblick gewärtig, daß es von den Seiten auf sie knallt — diese verfluchten Ritze im Dämmern! Er hat wieder ganz das Gefühl wie damals — das unheimliche Bangen — Bangen ist es ja nicht, aber das gespannte Warten auf etwas, was kommen muß, was plötzlich da sein wird — es ist, als seien auch die Pferde unruhig und setzten die Hufe wie prüfend und vorsichtig auf den Boden, ihr Wiehern klingt wie gedämpft und stöhnend — und auf einmal — er fühlt es noch, wie er die Zügel an sich reißt, daß sich sein Gaul bäumt — dann geht es vorwärts in toller Jagd — rechts und links knattert es — —

Es war ein seltsamer Augenblick damals, als sie wieder im freien Felde hielten, und er sich den Schweiß von der Stirn trocknete. Wer war noch hinter ihm? hatte er gedacht, als er sich auf dem Pferd umwandte — — Egon ritt an ihm vorbei, bleich, das sah er, aber er war unverletzt, wie er selbst — — das war das letztemal gewesen, daß er ihn gesehen hatte — am andern Tage, da hatte er ihn freilich auch gesehen, aber stumm, auf der Erde neben seinem toten Pferde, den einen Arm über der Brust, und wenig Schritte davon hatte Bülow gelegen, stumm und tot wie er. — Arme Jungen, denkt Rosenthal. Wie lange seid ihr nun schon tot, und wie selten habe ich doch jetzt noch an euch gedacht! Und heute müssen mich die beiden unangenehmen Reisegenossen mit dieser wunderlichen Ähnlichkeit an sie erinnern . . .

Da hat er das deutliche Gefühl, daß die beiden drüben die Köpfe zusammenstecken und leise tuscheln und auf ihn schauen; er dreht sich rasch nach ihnen um — aber es war wieder nur Einbildung; sie haben ihre Stellung nicht verändert und sitzen langweilig da, wie vorhin. — Was das nur für abgeschmackte Ein-

bildungen sind, denkt er, setzt sich aber jetzt mit dem Rücken in die Fensterecke, daß er die beiden Herren vor sich hat. Es ist jetzt schon so dümmertig draußen, daß er sie nicht mehr deutlich sehen kann, nur ihre dunkeln Gestalten, immer, wie es ihm vorkommt, in derselben Haltung.

Er schließt die Augen und denkt wieder an die alte Kriegszeit. Ja, der vierte im Bunde — der jüngste; er war ihr Liebling gewesen, Kurt Flatau, der Prachtjunge! So schön und so blank wie ein Mädchen, jeder von ihnen hatte ihn zum Busenfreund haben wollen, und sie waren eifersüchtig auf einander gewesen zum Lachen. . . . Mein Gott ja, Kurt Flatau . . . daß sie heute wieder so deutlich vor ihm stehn, die alten, einst so lieben Gestalten! Wie merkwürdig, daß man alt und grau geworden ist, und diese, die einst so jung und so feurig gewesen sind, wie man selbst, nun so viele, viele Jahre . . . Kurt Flatau — —

Wieder knirschen die Bremsen, und der Zug verlangsamt seine Bewegung. Er hält an einer offenen Bretterbude, in der eine einsam qualmende Petroleumlampe hängt. — Nicht aufmachen! hört er den Schaffner rufen. Sie wollen doch hier nicht aussteigen? Es geht gleich weiter! — Der Zug setzt sich auch alsbald wieder in Bewegung, die Petroleumlampe gleitet langsam vorbei, und es geht weiter, leuchtend und rüttelnd in den dunkelnden Abend hinein. Rosenthal schließt wieder die Augen und träumt weiter. Kurt Flatau! Es war ein erschütternder Augenblick, als das arme Kurtschen die beiden Leichen sah. Er hatte sich ihm an die Brust geworfen und laut geweint — wie ein Mädchen, verzweiflungsvoll. Ich kann es nicht sehen, Adam, hatte er gerufen; jetzt komme ich auch daran, ich weiß es! Meine armen, armen Eltern! Bleibe bei mir, Adam, laß mich nicht allein sterben — —. Er hatte die größte Mühe gehabt, den armen Jungen zu beruhigen und zur Besinnung zu bringen. Und wie hatte er über ihm gewacht, der seit dem Unglückstage wie verstört war und kaum imstande, seinen Dienst zu verrichten! Und dann war der Tag gekommen, wo auch er — —

Rosenthal konnte das Bild nicht ertragen, das vor seinem Innern aufstand; er stöhnte und öffnete die Augen . . .

Ganz fassungslos starrte er auf die Sitzreihe sich gegenüber. Er hatte doch nicht geschlafen? Ganz unmöglich, denn es waren doch nur wenig Minuten verstrichen, seit der Zug sich wieder in Bewegung gesetzt hatte. Die Thür war nicht geöffnet worden — und doch saß dort drüben, ihm schräg gegenüber ein dritter!

Der Mann hatte eine Militärmütze auf und den Kopf seltsam zurückgeneigt; er schien nach der Decke zu starren, aber seine Gesichtszüge konnte Rosenthal nicht erkennen, denn gerade fuhr der Zug durch einen Wald; die Bäume standen wie schwarze Mauern zu beiden Seiten der Bahn, und es wurde völlig dunkel im Coupee. Warum sie nur keine Lampen anbrennen in so einem verfluchten Dummelzug! dachte Rosenthal. Es wurde ihm höchst unbehaglich in dieser kuriosen Gesellschaft.

Eine ganze Weile ging es so weiter. Rosenthal dachte an allerhand Schauder=geschichten von Mord= und Raubankfällen in Eisenbahnzügen. Wer konnte denn wissen, was das für Kerle waren, die sich hier zusammengefunden hatten, wie zufällig — konnten sie nicht auf Verabredung einer nach dem andern eingestiegen sein, um gemeinschaftlich — — Rosenthal nahm sich vor, auf der nächsten Station Licht zu verlangen und lieber gleich in ein andres Coupee — — da blitzte es zwischen den Stämmen. Gott sei Dank, die Station! Nein — es war der Mond, der über dem zurückweichenden Wald emporgestiegen war, aber es wurde doch wenigstens hell! Rosenthal sah zu seinem Bis-à-vis hinüber — da schrie er beinahe laut auf. Herrgott, Kurt Flatau! Es war kein Zweifel, da saß er, bleich wie ein Toter — ja, wie der Tote, den er an der Mauer dort in Fresnois hatte sehen, das Antlitz nach oben gerichtet, die Lippen etwas geöffnet, aber die Augen geschlossen.

Rosenthal springt entsetzt auf, die Haare steigen ihm zu Berge — da sieht

er im bleichen Mondlicht, wie sich die beiden andern ihm zuwenden — er weiß es ja, wer sie sind, und starrt sie wie gelähmt an. Er weiß nicht, wacht er, oder träumt er, oder ist er wahnsinnig geworden. Einmal sieht er es ganz deutlich, wie sie mit hohlen, eingesunknen Augen auf ihn schauen, einmal sind sie fast verschwunden, und er sieht deutlich durch die schattenhaften Umrisse die Rücklehnen der Sitze — — da sind sie wieder — fleischlose Schädel — — gräßlich! Er sieht, wie ihnen der Unterkiefer herabklappt — mit fliegenden Händen greift er hinter sich nach dem Thürgriff — er wagt die Augen nicht von dem graufigen Schauspiel abzuwenden, aber er hat nur einen Gedanken — hinaus, und kostete es das Leben — — da knirschen die Bremsen, ein Lichtstrahl glänzt in das Coupee — noch einer, es wird hell — der Zug hält, und eiliges Gelaufe und Stimmengewirr dringt herein.

Machen Sie auf — schnell! ruft Rosenthal hinaus. Der Schaffner reißt die Thür auf und ruft: Sie haben ein paar Minuten Zeit, wenn Sie . . .

Rosenthal ist mit einem Sprung aus dem Coupee. Es ist mir nicht wohl, ich will hier bleiben. Bitte geben Sie mir meine Sachen heraus! Er wagt nicht, noch einmal in das Coupee zu sehen, sondern tritt einen Schritt beiseite. Oben auf den Wagendächern geht der Mann, der die Lampen anzündet. — Hier, das ist wohl alles, fragt der Schaffner herunterkletternd. Handkoffer, Mantel, Schirm und Stock, die Gewehre — Gehorsamsten Dank! hoffentlich gehts bald vorüber — er sieht Rosenthal forschend ins Gesicht. — Jawohl, zweiter Klasse hier! Er läßt ein paar Herren in Rosenthals offnes Coupee, die sichs plaudernd und lachend darin bequem machen. Rosenthal schauderts. Er kann sich noch gar nicht fassen. Die Waggonthüren werden zugeschlagen. Die Trillerpfeife ertönt, der Lokomotivpfeiff antwortet, und der Zug kommt in Bewegung und rollt mit Rischen und Reuchen davon.

Rosenthal steht noch immer da, neben seinen Sachen, die der Schaffner auf den Boden gestellt hat, und sieht dem in der Ferne verschwindenden Zuge nach. Der Stationsvorsteher geht an ihm vorüber, bleibt dann stehn und sieht ihn verwundert an.

Wo sind wir eigentlich? fragt Rosenthal.

Wo Sie sind? Hier? Sie sind in X. Haben Sie nicht hier aussteigen wollen?

Doch, doch! sagt Rosenthal. Es wurde mir etwas unwohl . . . ich dachte, es sei besser . . . wollen Sie die Güte haben, mir die Fahrtunterbrechung zu beschleunigen . . .

Er giebt ihm das Billet, und während der Notmütige unter eine Laterne geht und seine Bemerkung auf die Karte macht, fragt er: So, in X, da ist wohl der Schwan . . . er erinnert sich des Gasthauses von einem frühern Aufenthalt.

Ja, da sind Sie sehr gut aufgehoben; es sind ja nur ein paar Schritte — einen Träger? Sie da, Neumann, bringen Sie die Sachen des Herrn in den Schwan hinüber! Er geht grüßend weiter, und Rosenthal folgt dem Träger durch das Bahnhofgebäude und über den Platz zu dem hellerleuchteten Schwan.

Am Eingang zum Hotel empfängt ihn der weißbrüstige Kellner, und während er den Träger ablohnt, tritt der rundliche Wirt hinzu und verbeugt sich. Dann stutzt er und ruft: Was, der Herr General? Welche Freude und welche Ehre!

Was, Jean, Sie sind es? ruft Rosenthal. Gott sei Dank, daß ich einen bekannten Menschen um mich habe!

Ja, wußten der Herr General nicht, daß ich das Hotel übernommen habe? fragt der Wirt, indem er ihn hineingeleitet — Schorsch! Ersten Stock, Nummer drei! Darf ich bitten?

Nein, Rosenthal wollte lieber unten bleiben im Restaurant. Es werde schon alles schön und in Ordnung sein droben. Es war ihm unmöglich, jetzt länger allein zu sein.

So setzt er sich in den Restaurationsaal. Jean, das heißt der Herr Wittrin

— es war der frühere langjährige Oberkellner aus unsrer Stammkneipe — Sie wissen doch — ein famoser Wirt; wenn Sie einmal nach X kommen, müssen Sie bei ihm logieren — ein Medoc, sage ich Ihnen: ff! — also Wittrin hält sich aufmerksam in der Nähe seines Tisches auf. Mit dem Essen wills erst nicht recht gehn, aber Schande halber würgt Rosenthal doch hinunter, was ihm serviert wird, und er trinkt hastig ein paar Gläser Rotwein. Dann isst ihm wohlher. Wittrin, dem er gesagt hat, daß es ihm unterwegs etwas unwohl geworden sei, und daß er ihm ganz zufällig ins Haus schneie, und der ihm sein verfürtes Wesen angemerkt hat, tritt heran, sucht ihn durch lebhaftes Unterhaltung und alte Stammtischgeschichten — der Jean war ja unser aller Vertrauensmann gewesen! — zu zerstreuen. Es wird Rosenthal auch nach und nach behaglicher, wie er dann eine Zigarre angesteckt hat und seine Flasche austrinkt. Und wie ihm schließlich Wittrin einen ausgezeichneten Schlummerpunsch hinsetzen läßt — er wußte es ja ganz genau, wann es Zeit dazu war —, war Rosenthal wieder so ziemlich im Gleichgewicht. Freilich, in der Nacht hatte er anfangs keinen recht ruhigen Schlaf. Immer wieder tauchten die seltsamen Bilder des Abends vor ihm auf, und er fuhr aller Augenblicke aus dem Schlummer empor. Aber endlich war er doch fest eingeschlafen.

Am andern Morgen, wie er aufwacht und sich erst nicht recht klar über die Situation werden kann, denkt er, während er sich wäscht und ankleidet, und die Bilder des vergangenen Abends wieder vor ihm aufstehn — ein leiser Schauer geht ihm dabei doch den Rücken hinunter: Das war doch ein verfluchter Zustand. Ein nervöser Chock, vielleicht der Anfang eines Nervenfiebers, ganz unzweifelhafte Halluzinationen. Dieser Jean ist doch ein famoser Kerl! Wie er mir das weg-medizinert hat mit dem Schlummerpunsch! Denn er fühlt sich frisch und kerngesund.

Wie er dann aber hinunter kommt zum Frühstück, steht Wittrin mit einem höchst auffallend feierlichen Gesichte da.

Na, alter Schwede, sagt Rosenthal, ist Ihnen der Abend weniger gut bekommen als Ihrem Patienten?

Wollen der Herr General nicht erst frühstücken? fragt Wittrin und winkt dem Kellner, daß er austrägt. Während Rosenthal sich in sein Frühstück vertieft, bleibt Wittrin immer mit demselben feierlichen Ausdruck neben dem Tische stehn.

Aber Wittrin, was zum Teufel ist denn mit Ihnen, fragt Rosenthal endlich, seinen Eierlöffel hinlegend und den Wirt ganz erstaunt anschauend.

Herr General, sagt Wittrin, während alle Muskeln seines Gesichts beben: Herr General, gestern abend acht Uhr fünfundzwanzig — in den Zug gestern abend — Sie sind ja ausgestiegen, weil Sie sich unwohl fühlten — in den Personenzug Nummer 374 ist gleich vor der nächsten Station — der Schnellzug von X hineingefahren.

Rosenthal läßt das Messer fallen, mit dem er sich eben ein Brötchen aufschneiden will, und starrt Wittrin mit offenem Munde an.

Es ist kein Wagen heil geblieben, fährt Wittrin fort. Die Passagiere — zum Glück waren es nicht viele — sind alle tot. Herr General — —

— — Was zum Kuckuck, schreit der Oberstleutnant auf einmal, das ist ja schon die Elbbrücke! Ich habe es gar nicht gemerkt, daß wir an Pratau vorbei sind!

Das Gitterwerk der Brücke huschte an uns vorbei — ich hatte auch nicht mehr gewußt, wo wir waren, und hatte es kaum gemerkt, wie es dunkler und dunkler geworden war draußen, während der Oberstleutnant seine unheimliche Geschichte erzählte.

Verzeihn Sie! ruft der Oberstleutnant. Er läuft an mir vorbei ins Coupee, und während der Zug ins langsam fahren kommt, drängt er sich mit seinem Handgepäck an mir vorbei an die Coupeethür. Wie der Zug hält, und er zur Thür hinaussteigt, ruft er mir noch über die Achsel zu: Sie hatten ihn hinausgegrault! Adieu — glückliche Reise, viel Vergnügen!

Na ja! Er hatte es erreicht! Ich hätte ihm gern nachgerufen: Sie, ver-

ehrter Freund! An Ihren Rosenthal glaube ich nicht. Sie haben die ganze Geschichte nur zusammengeskunkert, um es mir unbehaglich zu machen! — Aber er war schon weg!

In mein Coupee bin ich vor Berlin nicht wieder gegangen — ich bin in den Speisewagen balanciert — psui Kuckuck! J. G.



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Zum Kapitel Rezensionsexemplare. Es gehn augenblicklich Erörterungen über dieses Thema durch die Presse, bei denen die wunderlichsten Anschauungen und Vorschläge zu Tage kommen.<sup>\*)</sup> Als Unparteiischer — Zeitschrifts- und Bücherverleger zugleich — erlaube ich mir einige Bemerkungen zu der Sache zu machen. Es ist klar, daß es für den Verleger ärgerlich ist, wenn Bücher, die er zur Besprechung hergiebt, nicht besprochen werden, denn sein Zweck, seine Bücher auf eine ihm keine Kosten bereitende Weise bekannt zu machen, geht verloren. Aber den Zeitschriften und Zeitungen daraus eine Verpflichtung abzuleiten, wenn ich ihnen Bücher zum Besprechen zuschicke, daß sie dies nun auch thun, wäre absurd von mir. Es kommt vor allem darauf an, was die Blätter selbst als ihre Verpflichtung anerkennen. Es gab eine Zeit, wo sie es als eine Ehrenpflicht für sich und ihren Lesern gegenüber ansahen, oder wenigstens ihren Nutzen darin fanden, die Litteratur aufmerksam zu verfolgen. Das war die Zeit, wo die Inserate noch keine Rolle spielten, wo die Blätter insbesondre auch wegen ihrer Litteraturberichte gelesen wurden, und wo es überhaupt noch eine Litteratur von allgemeinem Interesse gab, das heißt, wo die Litteratur noch einen solchen Umfang und einen solchen Inhalt hatte, daß sie allgemeines Interesse in Anspruch nehmen konnte und auch fand. Daß das heute nicht mehr der Fall ist, weiß jedermann. Die Verhältnisse sind ins Ungemessene gewachsen. Blätter des alten, innerlich bedeutenden, äußerlich bescheidenen Stils giebt es nicht mehr. Die Tagespresse ist vielhundertfach gespalten, hat überwiegend politischen und wirtschaftlichen Inhalt neben der mehr oder weniger banalen, aber für den großen Haufen wichtigen Tageschronik und ist im übrigen und in der Hauptsache reines Inseratengeschäft; die Litteratur ist für die meisten Zeitungen etwas gänzlich nebensächliches, es giebt nur noch wenige, die eine Ehre darenin setzen, ernsthafte und vornehme literarische Kritik zu üben. Und nicht besser steht es bei der Litteratur. Kann man denn die ins Ungemessene gewachsene Bücherfabrikation überhaupt noch Litteratur nennen? Sogar auf dem Felde der wissenschaftlichen und der technischen Fachlitteratur spielt die reine Fabrikation, das Inslebensetzen von Konkurrenzunternehmungen auf allen Gebieten, wo irgend etwas geglückt ist und „zu machen“ zu sein scheint, eine ganz gewaltige Rolle. Das geht so weit, daß auch die Journale, die Wochen-, Monats- und Vierteljahrsschriften der einzelnen dieser Gebiete gar nicht mehr in stande sind, ihre Speziallitteratur bis ins einzelne zu besprechen; sie müssen sich darauf beschränken, das Bedeutende und das Wichtige hervorzuheben und das Schlechte und Gefährliche zu kennzeichnen, soweit das der Mühe wert ist. Das Unbedeutende werfen sie ganz selbstverständlich einfach unter den Tisch.

Und nun vollends die eigentliche, die allgemeine unterhaltende und belehrende Litteratur! Was drängt sich da alles auf den Markt und an die Zeitungen und Zeitschriften heran! Was schreibt da alles und wird alles gedruckt! Sollen denn die Blätter verpflichtet sein, allen Schund zu besprechen, der ihnen zugeschickt wird,

<sup>\*)</sup> Eine kleine nach kurzer Zeit schon in zweiter Auflage erschienene Schrift von Karl Vollmöller: „Das Rezensionsexemplar und die bezahlte Rezension“ (Verlag von Franz Junge, Erlangen), unterrichtet darüber und sei den Interessenten empfohlen.